

## Literatur-Nobelpreis für Swetlana Alexijewitsch

Von Yvonne Pörzgen, Bremen

### Ist das Literatur?

»Ist das denn Literatur?« Diese Frage haben sich so manche gestellt, als am 8. Oktober 2015 bekannt wurde: Swetlana Alexijewitsch ist die diesjährige Preisträgerin des Literaturnobelpreises. Alexijewitsch erzählt kaum, sondern lässt erzählen. Der Literaturkritiker Denis Scheck bezeichnete Alexijewitsch als »Jägerin des verlorenen O-Tons«, von sich selbst sagt die Autorin, sie schreibe im »Genre der Stimmen«. Die Autorin gibt in ihren »zeithistorischen Collagen«, wie der Historiker Jan C. Behrends Alexijewitschs Bücher bezeichnet, den Stimmen anderer Raum. Durch die Verdichtung und Komposition ihres Quellenmaterials, auf die Behrends mit Recht verweist, ist Alexijewitsch mehr als »die großartige Publizistin«, als die Iris Radisch sie im Feuilleton der »Zeit« betitelte. Diese Verfahren stellen gerade die »genuin schöpferische Leistung« dar, die Radisch bei Alexijewitsch nicht sehen mag. Für ihre literarischen Arbeiten greift Alexijewitsch auf Techniken zurück, die sie in ihrem Journalistikstudium in Minsk und während ihrer Arbeit für Zeitungen und Zeitschriften erlernt und erprobt hat.

Geboren wurde Swetlana Alexijewitsch 1948 im ukrainischen Iwano-Frankiwsk. Ihre Mutter war Ukrainerin, ihr Vater Belaruse. Alexijewitschs Sprache war immer das Russische. Daran änderten auch die mehr als zehn unter anderem in Deutschland und Italien verbrachten Jahre nichts. Seit 2011 lebt sie wieder in Minsk.

### Die ganz großen Themen

Alexijewitsch widmet sich unbequemen Themen der sowjetischen Kriegs- und Nachkriegszeit und der Zeit nach dem Zerfall der Sowjetunion. Dafür wählt sie die Perspektive des einzelnen und macht deutlich, wie die großen Entwicklungen und Entscheidungen sich auf der individuellen Ebene auswirken.

1985 erschien Alexijewitschs erstes Buch »Der Krieg hat kein weibliches Gesicht« (U wojny – ne zhenskoje lizo, dt. 1987). Sie verfolgte darin das Ziel, das allgegenwärtige sowjetische Siegespathos zu hinterfragen: Statt auf den Sieg konzentriert sie sich auf die Kleinigkeiten des Kriegslebens und will vor allem die Perspektive der Kriegsteilnehmerinnen zeigen, deren Art zu erzählen von den Männern nicht geschätzt werde. Mit Alexijewitsch sprachen frühere Telefonistinnen, Sanitätsinstrukteurinnen, Panzersoldatinnen, Zugführerinnen und Scharfschützinnen. 2004 brachte Alexijewitsch eine überarbeitete und ergänzte Version heraus, in der sie

von den Sowjetzensoren beanstandetes Material wieder aufnahm und auch die Argumente nennt, mit welchen diese Abschnitte von den Zensoren abgelehnt worden waren. Dass Frauen über den an der Front schwierigen Umgang mit ihrer Monatsblutung sprachen, war unzulässig. Dadurch werde die Frau erniedrigt, sie sei aber heilig. Erzählungen über Kannibalismus seien reine Lüge. Auch Berichte über wenig heldenhaftes Verhalten waren nicht willkommen, der Zensor deklarierte, Heroismus sei es, was das Land brauche, nicht Alexijewitschs Wahrheit.

Doch genau dieser Wahrheit widmete Alexijewitsch sich weiterhin. Auch bei »Die letzten Zeugen« (Poslednie swideteli; 1985, überarbeitet 2008, dt. 2014) wird deutlich, dass man bei allen Büchern Alexijewitschs darauf achten muss, wann sie herausgegeben bzw. nach welcher Vorlage sie übersetzt wurden. In der 2014 erschienen deutschen Übersetzung »Die letzten Zeugen« sind beispielsweise 101 Zeugenberichte enthalten, in einer bereits von der Autorin überarbeiteten russischen Ausgabe von 2004 waren 100 vertreten. Dafür fehlt in der deutschen Ausgabe das Vorwort der Autorin. Darin beschreibt sie, dass bei ihren Interviews für ihr erstes Buch über die Erfahrungen von Frauen im Krieg deren Kinder häufig dabeisaßen und zum ersten Mal hörten, was ihre Mütter erlebt hatten. Sie steuerten erinnerte Details bei. Das habe Alexijewitsch den Anstoß gegeben, Jahre später diejenigen aufzusuchen, die den Beginn des Großen Vaterländischen Kriegs 1941 als Kinder zwischen drei und 14 Jahren erlebten. Sie sei erschüttert gewesen von ihrer »schutzlosen Sprache«. Nur in diesem Vorwort findet sich auch der Verweis, dass Alexijewitsch sich auf Menschen in Belarus konzentrierte. Zwischen 1980 und 1985 führte Alexijewitsch ihre Gespräche mit Soja Masharowa (bei Kriegsbeginn 12 Jahre alt, »heute Postangestellte«), Wassja Sigaljow-Knjasew (6 Jahre, »heute Sporttrainer«) und vielen anderen namentlich Genannten, die sich an den Krieg vor allem als an die Zeit erinnern, in der sie den Vater und / oder die Mutter verloren, für einige Jahre oder für immer. Erschießungen, brennende Häuser, Flucht, Kinderheim, Partisanen – diese und viele weitere Details werden erzählt. Mit acht der ursprünglich um die 100 Zeuginnen und Zeugen Alexijewitschs wurden später Videointerviews geführt, die 2009 im russischen Fernsehen (Erster Kanal) ausgestrahlt wurden. Alexijewitsch war auch selbst an diesem Filmprojekt beteiligt. Sie hat zu zahlreichen Dokumentarfilmen Drehbücher verfasst und ist auch die Autorin von Theaterstücken.

Der US-amerikanische Schriftsteller Larry Heinemann vergleicht die Berichte im nächsten Buchprojekt von Alexijewitsch »Zinkjungen« (Zinkowye malschiki; 1989, dt. 1992) mit den ersten Erzählungen amerikanischer Vietnamrückkehrer: »this is what I saw, this is what I did, this is what I became.« Der Titel bezieht sich auf die Zinksärge, in denen die während der sowjetischen Intervention (1979–1989) in Afghanistan Getöteten an ihre Familien zurückgeschickt wurden. Die Särge waren verschweißt und durften nicht geöffnet werden. Dadurch wurde der Zustand der Leichen vor den Angehörigen verborgen.

Während sich Alexijewitsch bei der Wiedergabe der individuellen Erzählungen und Erinnerungen zurücknimmt, ist sie in Vor- und Nachwort und in Zwischenrufen präsent. Sie wolle die Wirklichkeit zeigen, denn nichts sei fantastischer – im Sinne von unglaublicher und extremer. Da sie nicht den Krieg, sondern die Gefühle darstellen will, die der Krieg auslöst, werden die Berichte der von ihr befragten Zeitzeugen oft genug zu Beichten. Die Absolution erteilt Alexijewitsch ihnen nicht, ebenso wenig kann sie den Taten und dem Leiden Sinn geben. Die Frage, wofür ein Soldat beide Beine und sein Freund sein Leben verloren hat, bleibt unbeantwortet.

Weil Alexijewitsch Teile des Buches vorab in Zeitschriften veröffentlichen ließ, konnte sie bei der Buchveröffentlichung am Ende auch Leserbriefe und Zusammenfassungen von Telefongesprächen berücksichtigen. Manche Beteiligten und vor allem die Mütter Gefallener sahen sich bzw. ihre Söhne nach wie vor als Helden, für sie war Alexijewitsch die Nestbeschmutzerin, die ihnen den Halt raubt. Eine Person wirft die Frage der Selbsterkenntnis auf: Vielleicht sei es gar nicht gut, soviel über sich selbst zu erfahren.

Heinemanns Vergleich mit dem Vietnamkrieg benennt den allgemeingültigen Aspekt von Alexijewitschs Arbeit. Sie befasst sich mit Themen, die einerseits speziell die Situation in der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten betreffen, deren allgemein menschliche und überzeitliche Komponente – Leben und Sterben, Krieg und Töten – aber Menschen in aller Welt ansprechen und von ihnen verstanden werden können.

In »Im Banne des Todes« (russisch: Satscharowan-nye smertju, 1994, belarus. 1993, dt. 1994; Taschenbuch 1999 unter dem Titel »Seht mal, wie ihr lebt«) lässt Alexijewitsch die Verlierer des Zusammenbruchs der Sowjetunion zu Wort kommen. 17 Geschichten werden erzählt von Menschen, die einen Selbstmordversuch unternommen haben, oder den Hinterbliebenen von Selbstmördern: Familie, Nachbarn, Freunde. Als »literarisches Experiment« bezeichnet Nikolaj Kulaschenko diese Studie, und ihm zerreiße es das Herz, wie er, der Veteran des

Großen Vaterländischen Kriegs, nun beschimpft werde. Er sei »ein Zeuge, den niemand braucht«. Für Kulaschenko bringt die neue Freiheit nichts, und auch Pawel Stukalski, über den sein Freund Oleg Baschko berichtet, fand sich in der neuen Welt nicht zurecht. Aber während der 70jährige Kulaschenko beklagt, dass die Veteranen des Großen Vaterländischen Kriegs nicht mehr in die Schulen eingeladen werden, schimpft der 27jährige ehemalige Afghanistankämpfer Baschko, »Daß all die Kriegsveteranen, die uns früher in den Schulen besucht und mit ihren Medaillen angegeben haben, uns nicht die Wahrheit gesagt haben...« Alexijewitsch lässt die Aussagen in ihrer Widersprüchlichkeit aufeinanderprallen und schreibt auch mit, wenn es weh tut, wenn etwa Baschko seinem Freund hinterhertrauert: »Er war mein bester Freund. Wir haben zusammen Afghanistan und Karabach durchgemacht... Wir haben fremde Frauen vergewaltigt, wir haben getötet... Aber das ist der Krieg! Unsere Männerwelt!« Bei Natalja Paschkewitsch ist der Widerspruch gleich in der eigenen Biographie enthalten. Ihr Mann war im von Nazideutschland okkupierten Teil der Sowjetunion aufgewachsen und durfte deswegen später nicht studieren, auch eine Arbeitsstelle fand er kaum. Natalja Paschkewitsch klagt ihr Land – die Sowjetunion – und sich selbst an:

»Noch jahrelang wurde gegen das eigene Volk gekämpft, gegen die, die aus der Gefangenschaft kamen, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt waren, die nicht im Konzentrationslager umgekommen waren, nicht in Krematorien verbrannt waren... Mein Gott! Und ich habe marxistisch-leninistische Philosophie an der Hochschule unterrichtet! ... Die Partei ist das Gewissen, ist die Ehre... Und ich hatte überhaupt keine Zweifel...«

Alexijewitsch ergreift nicht das Wort. An einigen Stellen wird deutlich, dass die Sprecherin oder der Sprecher *mit* jemandem geredet und auf Fragen geantwortet hat. Alexijewitschs Gesprächspart taucht im Text aber nicht auf. Ihr Verdienst ist es, die Menschen zum Reden gebracht zu haben.

Dem Atomunfall in Tschernobyl widmete sie sich in »Tschernobyl – eine Chronik der Zukunft« (Tschernobylskaja molitwa, 1997; dt. 1997). Für dieses Buch wurde sie 1998 mit dem Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung und dem Sonderpreis »Das politische Buch« der Arbeitsgemeinschaft der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung ausgezeichnet. Auf einen kurzen Abriss der Fakten aus Sachbüchern wie der Weißrussischen Enzyklopädie lässt Alexijewitsch die teils anklagenden, teils abwiegelnden Erzählungen der Zeuginnen und Zeugen der Katastrophe folgen. Das Ereignis selbst interessiere

Alexijewitsch nicht, wie sie im Abschnitt »Interview der Autorin mit sich selbst über versäumte Geschichte« zugibt, sondern es sind wieder die Einzelschicksale wie das der damals schwangeren Ljudmila Ignatenko. Ihr Mann Wasja war Feuerwehrmann und wurde bei dem Unglück rettungslos verstrahlt. In einem Krankenhaus in Moskau versorgte Ljudmila ihren Mann und beobachtete sein zwei Wochen dauerndes Sterben: »Die Farbe des Körpers... Blau... Rot... Graubraun...« Ljudmila verlor erst ihren Mann und später die Tochter, die vier Stunden nach der Geburt starb. Rückkehrerinnen wie Anna Petrowna Badajewa dagegen leugnen die Folgen des Unfalls: »Ich denke, daß es gar kein Tschernobyl gibt, das haben sie sich nur ausgedacht...« Damals nach Tschernobyl zum Aufräumen abkommandierte Soldaten berichten, sie hätten erst Jahre später begonnen nachzudenken. Damals waren sie tagsüber im Sperrgebiet und verfolgten abends im Fernsehen die Fußballweltmeisterschaft. Einer von ihnen verbrannte nach dem Einsatz alle Kleidungsstücke bis auf sein Käppi, das er seinem kleinen Sohn schenkte. Dieser bekam später einen Hirntumor.

Mit »Secondhand-Zeit« (Wremja second-hand, 2013, dt. 2013) wurde Swetlana Alexijewitsch endgültig auch im westlichen Ausland als Erforscherin des sowjetischen und postsowjetischen Lebens bekannt. In dieser umfangreichen Alltagsstudie ist ihre Stimme intensiver zu vernehmen als in den vorangegangenen Publikationen. Nicht umsonst betitelt sie das Vorwort mit »Aufzeichnungen einer Beteiligten«. Sie dokumentiert ihre Interaktion mit 20 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie ihre Eindrücke »aus Straßenlärm und Küchengesprächen« der Jahre 1991–2001 bzw. 2002–2012. Einige Erzählungen sind schon aus »Im Banne des Todes« bekannt. Zum neuen Material gehören Alexijewitschs persönliche Eindrücke und Notizen, etwa von einer Parade zum ersten Mai in den 1990er Jahren, bei der die einen auf die »Amerika-Lakaien« schimpften, während die anderen »Beerdigt Lenin« riefen. Oder wie sie den desillusionierten Trinkern zuhört, die einander ins Wort fallen. Der eine preist den Sozialismus, der den Menschen gezwungen habe »in der Geschichte zu

leben... an etwas Großem teilzuhaben«, wogegen der nächste protestiert: »Scheiße! Wir sind ja so spirituell, wir sind ja so besonders!« Aus der Gesprächspartnerin Margarita Pogrebizkaja, Ärztin, 57 Jahre alt, bricht es regelrecht heraus: »Vielleicht war das ja ein Gefängnis, aber mir war in diesem Gefängnis wärmer.«

### Preise

Für ihr schriftstellerisches Schaffen wurde Alexijewitsch mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter dem Lenin-Komsomol-Preis 1986 (für »Der Krieg hat kein weibliches Gesicht«), dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (Hauptpreis) 1998, dem Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis 2001 und dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2013.

Alexijewitsch ist weiterhin als Journalistin tätig und veröffentlicht im In- und Ausland Artikel zu politischen Themen. So erschien im April 2014 unter dem Titel »Wer nicht jubelt, ist ein Volksfeind« ein Beitrag zu Russlands Annexion der Krim in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, in dem Alexijewitsch die Situation in Russland mit den Worten beschreibt: »Wir haben nicht die Krim wiederbekommen, sondern die Sowjetunion.« In dieses russische »wir« schließt Alexijewitsch sich ein und verweist damit auf ihre eigene (post-)sowjetische Sozialisation. Mit dem heutigen Russland identifiziert sie sich dabei ebenso wenig wie mit dem heutigen Belarus. Und doch ist Belarus durch den Nobelpreis international sichtbarer geworden.

Nur drei Tage nach der Bekanntgabe, dass der Literaturnobelpreis 2015 an Swetlana Alexijewitsch geht, erreichte Lukaschenka in den belarussischen Präsidentschaftswahlen wieder einmal ein Rekordergebnis (83,5 %). Die Hauptstadt Minsk taucht dieser Tage meist in Zusammenhang mit den Vermittlungsgesprächen im Ukraine Konflikt auf, bei denen Lukaschenka der Gastgeber ist. Doch auch wenn der belarussische Dissident Andrej Sannikow die Nobelpreisvergabe an Alexijewitsch als Zeichen von außen deutet, dass man Belarus nicht vergessen habe, und sich freut, dass Belarus endlich Anerkennung als Literaturland finde, widersetzt sich Alexijewitschs Schaffen nationaler Vereinnahmung.

### Über die Autorin

Dr. Yvonne Pörzgen ist Geschäftsführerin des BA Integrierte Europastudien an der Universität Bremen. Sie forscht zur russischen und polnischen Literatur v. a. des 19. bis 21. Jahrhunderts. In ihrem Habilitationsvorhaben befasst sie sich mit dem freien Willen in slavischen Literaturen.

### Lesetipps:

- Swetlana Alexijewitsch: Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. München: Hanser Berlin, 2013.
- Swetlana Alexijewitsch: Die letzten Zeugen: Kinder im Zweiten Weltkrieg. Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt. Überarbeitete, aktualisierte Neuauflage. München: Hanser Berlin, 2014.